

Erich Follath
Jenseits aller Grenzen

Erich Follath

Jenseits aller Grenzen

*Auf den Spuren
des großen Abenteurers Ibn Battuta
durch die Welt des Islam*

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Karte im Vorsatz zeigt die Reiseroute des Ibn Battuta im 14. Jahrhundert,
die Karte im Nachsatz die Reisestationen des Autors im Jahr 2015.
Auf der Umschlagvorderseite ist der Innenhof der Jame-Moschee in Isfahan
zu sehen, auf der Umschlagrückseite die Jami Masjid in Delhi.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München,
und SPIEGEL-Verlag,

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,
unter Verwendung von Abbildungen von © Bridgeman Images (vorne)
und Getty Images (hinten)

Karten: Peter Palm, Berlin

Typografie und Satz: Andrea Mogwitz/DVA

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04690-1

www.dva.de

*Für
Silke, Tobias, Maya und
Janis*

Inhalt

- Vorwort* Der größte Reisende
aller Zeiten –
Mein Jahr mit Ibn Battuta
9
- Erstes Kapitel* Tanger – Ursprünglich
31
- Zweites Kapitel* Kairo – Triumphal
63
- Drittes Kapitel* Damaskus – Lehrreich
107
- Viertes Kapitel* Mekka – Göttlich
131
- Fünftes Kapitel* Shiraz – Bezaubernd
169
- Sechstes Kapitel* Dubai – Unglaublich
207
- Siebtes Kapitel* Istanbul – Zukunftsweisend
245

<i>Achtes Kapitel</i>	Samarkand – Entlarvend	283
<i>Neuntes Kapitel</i>	Delhi – Umwerfend	313
<i>Zehntes Kapitel</i>	Male – Phantastisch	367
<i>Elftes Kapitel</i>	Jakarta – Hoffnungsvoll	405
<i>Zwölftes Kapitel</i>	Hangzhou – Überwältigend	435
<i>Dreizehntes Kapitel</i>	Granada – Traditionsbewusst	471
<i>Nachwort</i>	Das Vermächtnis des Ibn Battuta	503
<i>Dank</i>		521

Vorwort

Der größte Reisende aller Zeiten – Mein Jahr mit Ibn Battuta

In der französischen Nationalbibliothek an der Pariser Rue Vivienne, idyllisch im zweiten Arrondissement nahe der Seine gelegen, befindet sich ein kostbares und geheimnisvolles mittelalterliches Manuskript, das viele Herren begehren. So sehr begehren, dass sie bereit sind, ein Verbrechen zu begehen, um in seinen Besitz zu gelangen.

Die Warter im prunkvollen Salle Ovale, site Richelieu, wo die vergilbten Schriften liegen, sprechen nicht gern über die Hinweise, die sie erreicht haben, über die anonymen Briefe, in denen von einem drohenden Diebstahl, einer möglichen Zerstörung durch ätzende Suren und anderen dunklen Machenschaften rund um das Manuskript berichtet wird.

»Vielleicht ist ja alles nur ein schlechter Scherz«, sagt einer der leitenden Bibliotheksangestellten, die den Bestand der alten Bücher überwachen. Aber so richtig überzeugt scheint er davon nicht zu sein. Angeblich soll die Museumsleitung die Polizei gebeten haben, gegen unbekannt zu ermitteln, aber da noch kein Strafbestand vorliegt, hat das kaum Chancen. Eine Detektei sei eingeschaltet worden, bis jetzt ohne jede Spur, heißt es. Die im Geheimen tatigen Ermittler dürfen gute Gründe haben, warum sie die mysteriöse Sache nicht an die große Glocke hangen, zu oft fühlen sich potentielle Nachahmungstater ermutigt. In der Nationalbibliothek von Paris ist man jedenfalls besorgt um diesen großen Schatz.

Und so wird die Schrift seit Monaten ganz besonders gut bewacht; sie ist auf Arabisch verfasst, fein geschwungene Buchstaben, 27,5 Zentimeter hoch, 20,5 Zentimeter breit sind die Seiten, je 23 Zeilen pro Blatt. 110 Blätter sind erhalten, an den Rändern teilweise eingerissen, vergilbt, insgesamt aber in einem erstaunlich guten Zustand.

Das Manuskript stammt aus dem Jahr 1356 und trägt den schlichten Titel *Rihla*, was so viel bedeutet wie »Die Reise«. Merkwürdig sperrig ist die Unterzeile gewählt: *Tuhfat al-Nuzzar fi Gharā'ib al-Amsar wa Aja'ib al-Asfar*, was sich übersetzen lässt als: »Ein Geschenk an diejenigen, die sich für die Wunder der Städte und den Reiz des Reisens interessieren«. Der Verfasser des Werks ist ein muslimischer Rechtsgelehrter, Abenteurer und Forscher. Heutige Wissenschaftler im Orient, aber auch im Westen, halten ihn für den aufregendsten, inspirierendsten und weitestgereisten Weltenbummler und Welterklärer des gesamten Mittelalters, sein venezianischer Zeitgenosse Marco Polo eingeschlossen: Das Vermächtnis dieses Ibn Battuta gilt als ein Dokument von unschätzbarem Wert. Als ein einmaliges, unersetzliches Zeugnis.

Das *Rihla* der Pariser Nationalbibliothek ist, wie so vieles in westlichen staatlichen Büchereien und Museen, selbst ein Raubgut. Auf welchem verschlungenen Wege es an die Seine gefunden hat, lässt sich als eine fast ebenso abenteuerliche Geschichte erzählen wie das Entstehen des Werks selbst. Der französische Adlige und Arabist Jean-Jacques Delaporte hatte sich das Vertrauen von Napoleon Bonaparte erschlichen und durfte Mitte des 19. Jahrhunderts an dem Ägypten-Feldzug des Kaisers teilnehmen. Von Kairo aus schlug er sich in den Maghreb durch und fand in Marokko eher zufällig in einem verstaubten Laden das Manuskript. Ohne auch nur einen Franc zu bezahlen, beschlagnahmte er die Schrift und transportierte sie in seinem Handgepäck in die

Heimat. Später erwarb sie der französische Staat und machte das *Rihla* schließlich der Öffentlichkeit zugänglich.

Wer könnte heute ein Interesse haben, den Reisebericht aller Reiseberichte zu stehlen? Ein Verwandter des früheren Besitzers aus Marokko, der sich um seinen rechtmäßigen Besitz geprellt sieht? Oder womöglich ein besessener Sammler aus dem Westen, der das unverkäufliche Manuskript für sich allein haben will, um sich an dem Kunstwerk unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu ergötzen? Und wer könnte das *Rihla* in seiner Originalform gar vernichten wollen? Ein fanatisierter Islamist, dem der Text des mittelalterlichen Reisenden zu liberal gegenüber Andersgläubigen, zu tolerant, zu »aufgeklärt« scheint – oder ein radikaler Christ, dem das so selbstverständlich ausgebreitete Überlegenheitsgefühl dieses weltgewandten Muslims gegen den Strich geht?

Ein Hauch von Dan Browns *Da Vinci Code*, eine Prise von Georges Simenons *Maigret*, eine Spur von Steven Spielbergs *Indiana Jones* – all das, was sich jetzt in Paris ereignet oder vermutet wird, mag Zufall sein, eine bizarre, abenteuerliche kriminalistische Wendung der Neuzeit. Und doch passt es zum spektakulären Leben und Werk des mittelalterlichen Reisenden. Zu dem Mann aus Tanger, dessen vollständiger arabischer Name Scheich Abu Abdallah Mohammed bin Abdallah bin Mohammad bin Ibrahim al-Lawati lautet, Kurzform Ibn Battuta.

Was für ein Leben!

Der Berbersohn aus einer Juristenfamilie studiert islamisches Recht und bricht 1325 in seiner marokkanischen Heimatstadt mit einundzwanzig Jahren auf zum Hadsch, zur Pilgerfahrt nach Mekka und Medina – mutig für die damalige Zeit, aber noch nicht allzu ungewöhnlich, einen Besuch der heiligen Stätten soll jeder Gläubige »nach Möglichkeit« einmal in seinem Leben durchführen, die Kaaba sieben Mal umrunden, den Teufel symbolisch steinigen. Anfang des Jahres machen sich auch in der damaligen Zeit

überall in der islamischen Welt Karawanen auf den mühseligen und langen Weg. Ibn Battuta aber schließt sich keiner Gruppe an, er geht auf eigene Faust los. Und zwar im Sommer, fast so, als wollte er das Schicksal herausfordern. Durch die Wüsten des Maghreb bis Alexandria und Kairo gelangt er über Damaskus schließlich nach Mekka. Vollzieht dort die religiösen Rituale.

Zeit für die Heimfahrt – doch Ibn Battuta kehrt nicht um, er ist wie besessen von Neugier und Reiselust. Nie eine Route zweimal machen, wird zu seinem Leitsatz. Der Weg, nein, der Umweg ist das Ziel. Er durchquert in den kommenden beinahe dreißig Jahren die gesamte damals bekannte Welt, weiter, immer weiter, bis jenseits aller Grenzen. Ganz getreu des Auftrags, den der Prophet Mohammed den Gläubigen gemäß einem berühmten *Hadith* mitgegeben hat: »Suchet das Wissen, und wenn ihr bis nach China gehen müsst!«

Über die heutige Türkei reist Ibn Battuta durch Zentralasien, mit Zwischenstation auf der Krim und als Gast der »Goldenen Horde«, nach Persien, Afghanistan, Indien, die Küste Malabars hinunter zu den Inseln der Malediven, nach Sri Lanka und Indonesien, bis zum fernsten Ziel, und das ist – tatsächlich – China. Viermal pilgert er insgesamt nach Mekka, Abstecher führen ihn nach Afrika und gegen Ende seines Weges auch nach Andalusien. Oft wirken seine Pläne erratisch, oft sind die Wendungen und Windungen kaum nachzuvollziehen, ein Reisender scheint da unterwegs, auch und vor allem um des Reisens willen (und mit gelegentlichen Anfällen von Heimweh). Ein im wahrsten Sinne des Wortes Getriebener.

Glaubt man Ibn Battutas Beschreibungen aufs Wort, hat er zu Fuß und in Ochsenkarren, auf dem Rücken von Pferden, Eseln und Kamelen, in klapprigen Wagen, auf Segelbooten, Frachtern und Dhows mehr als hundertzehntausend Kilometer zurückgelegt, eine Strecke dreimal so lang wie die von Marco Polo. Auf

einer Weltkarte unserer Zeit sind es fast fünfzig Länder, die er auf seiner Route durchquert.

Er verdurstet fast in der Wüste. Er quält sich über bitterkalte, schneebedeckte Berggipfel und durch reißende Flüsse. Er muss mit ansehen, wie Sturm und Regen seine Habseligkeiten zerstören. Er wird von Wegelagerern überfallen, von Piraten gefangen genommen, von Feinden gedemütigt; ein Schiff mit seiner Geliebten und vielen seiner Freunde, nebst all seinen Besitztümern und den Gastgeschenken für den chinesischen Kaiser, versinkt in einem Orkan. Er erkrankt an Diarrhö, wäre beinahe Malaria-Attacken zum Opfer gefallen und erlebt das Wüten der Pest, die buchstäblich vor seinen Augen Zehntausende hinwegrafft.

Was ihn bei all diesen Rückschlägen am Leben hält, sind sein unerschütterlicher Glaube, seine Kenntnisse des Korans und des arabischen Rechts, die ihm zu immer neuen Kontakten und Jobs verhelfen. Er arbeitet als Richter und Diplomat im Dienste hoher Herren, er wirkt als Gelehrter, Makler und Kaufmann. Er mischt sich gern unter die Massen, zieht nach menschlichen Enttäuschungen dem prallen Leben gelegentlich aber auch die Einsamkeit des Eremiten vor. Und alles interessiert ihn, die Bräuche der Fremden, die für ihn ungewöhnlichen religiösen »Abweichungen«, ihre Schlafgewohnheiten, ihre Pflanzen und Früchte und Kochrezepte, nicht zuletzt ihre sexuellen Vorlieben.

Seine Aufzeichnungen kommen als ein äußerst abenteuerlicher, dem Leben zugewandter Tatsachenbericht daher, mit Anklängen an einen wissenschaftlichen Bericht à la Alexander von Humboldt. Und dann wieder wie ein Fantasy-Roman im Stil eines J. R. R. Tolkien, wenn der Autor, wie unter Drogen, von einem riesigen Vogel Ruch und unglaublichen indischen Seiltricks berichtet, von Träumen und mystischen Prophezeiungen, die auf wundersame Weise in Erfüllung gehen.

Immer aber ist das *Rihla* auch eine spirituelle Schrift, sein Verfasser ruht in seiner Kenntnis von Allah und der Gewissheit, dieser »richtige« Glauben sei allen anderen überlegen (wenngleich er den anderen Religionen der »Schrift«, den Juden und Christen, besonderen Respekt zollte und weltliche Leistungen der »Ungläubigen«, beispielsweise in China, durchaus objektiv zu würdigen wusste). Der Sunnit Ibn Battuta hat kaum größere Vorbehalte gegenüber Schiiten, er bedauert sie eher für ihren Irrweg. Der Weltoffene bewundert in seinem späteren Leben zunehmend die Sufi-Orden mit ihren Tänzen und ihren Wundertätern; er besucht leidenschaftlich gern ihre Gräber, erzählt beeindruckt von der Weisheit der Frommen.

Ibn Battuta ist ein Abenteurer vor dem Herrn par excellence. Ein Mann der Lust, der Leidenschaft, aber auch der Lehre, immer auf der spirituellen Suche, nach dem Sinn des Lebens. Ein tief in seinem Glauben verwurzelter Aufgeklärter, der wunderbar beobachten und scharfsinnig urteilen kann. Kein Heiliger, nein, das war er weiß Gott nicht, sondern ein Mann mit Fehlern, mit Ecken und Kanten, eitel und durchaus empfänglich für Geld und Gut und die Verführungen der Macht.

Er trifft einige der wichtigsten Herrscher seiner Zeit, porträtiert sie feinfühlig, aber durchaus mit der intellektuellen Distanz eines unabhängigen Reporters. Fast acht Jahre lang dient er als eine Art Justizminister dem mächtigen Herrscher von Delhi; nach seinem Urteil ist dieser Mohammed Ibn Tughluq »der besessenste von allen Menschen, die ich traf, äußerst großzügig im Austeilen von Geschenken wie im Vergießen von Blut«. Er fürchtet ihn, und er schmeichelt ihm. Er flunkert ihm wie auch anderen Sultanen ohne Bedenken etwas vor, um sich ihre Gunst zu erhalten – mit durchaus unterschiedlichem Erfolg, mit letztlich lebensgefährlichen Konsequenzen, wie er sich später eingestehen muss. In Delhi geht es, nach banger, von Exekution und Folter bedrohten

Stunden, noch einmal gut: Er darf als Chefgesandter des Sultans nach China ziehen.

Ibn Battuta ist fasziniert von der Idee, den mächtigsten Männern der Welt zu begegnen, er schafft es, fünf der sieben, die er selbst in diese Kategorie erhoben hat, gezielt kennenzulernen. Aber so sehr er den roten Teppich, den die Mächtigen ihm ausrollen, genießt; so sehr er Planung schätzt – oder wenigstens als notwendiges Übel akzeptiert –, so oft handelt er auch spontan, impulsiv. Springt auf die nächste Dschunke, die den Hafen verlässt, besteigt das nächste zur Verfügung stehende Pferd oder Kamel. Nach der Wegbiegung, hinter dem Horizont wartet schon das nächste Abenteuer.

Gegenüber Frauen gibt er sich ein Leben lang durch und durch als Macho. Er lässt sich unterwegs schöne Sklavinnen als Konkubinen zuführen, ausführlich und geradezu Connaissanceurgenüsslich schildert er im *Rihla* die Orte mit den schönsten Vertreterinnen des anderen Geschlechts und ihre Besonderheiten. Er heiratet auf seinen längeren Zwischenstationen mehr als ein halbes Dutzend Frauen verschiedener Stämme und Hautfarben, zeugt um die fünfzehn Kinder – die er, wenig von Skrupeln oder Sentimentalität geplagt, wieder verlässt. Und doch gibt es in seinem Reisebuch die Andeutung von einer Frau und einem Kind, die ihm besonders am Herzen liegen. Die Ahnung davon, dass das Immer-weiter-Reisen bei allen Glücksgefühlen auch einen hohen Preis hat.

Ibn Battuta findet nichts dabei, seine Schönheitsideale mit seinen Lesern zu teilen und dem anderen Geschlecht je nach Land und Lage Gütenoten zu verteilen: Die Frauen von Shiraz in Persien haben es ihm wegen ihrer »besonderen Attraktivität« ange-tan, die Frauen von Mekka wegen ihres betörenden Parfums, »das in der Luft hängen blieb, wenn sie vorbeigingen«, die Frauen des Berberstammes Bardama (der wirklich so heißt) wegen ihrer per-

fekten, »höchst eleganten Figuren, schön fett sind sie, und ihre Haut ist reines Weiß«. Fast zur Verzweiflung bringen ihn die Malediverinnen, die oben ohne herumlaufen – »es gelang mir trotz aller Bemühungen nicht, ihnen diese Unsittlichkeit auszutreiben«. Andererseits genießt er durchaus ihre »besondere Geschicklichkeit beim Geschlechtsverkehr«. Er führt das fachmännisch auf die scharfe einheimische Kost zurück. Auch die Politik auf den Inseln findet er heiß, lässt sich nach Einheirat in die höchsten Kreise in einen Machtkampf verstricken und denkt zwischenzeitlich ernsthaft daran, um die Inselherrschaft zu putschen.

Er lässt es schließlich. Flieht weiter. Wie schon seit Beginn seiner Reise kann er auf ein ganzes Netzwerk von Kontakten zurückgreifen, wird auf Empfehlung von einem hochrangigen Politiker oder reichen Kaufmann weitergereicht. Geschenke und Verpflegung betrachtet Ibn Battuta eigentlich als Selbstverständlichkeit. Er weiß: Der weitgereiste Gast wird selten als Belastung, fast immer als Bereicherung gesehen.

Ibn Battuta kann sich mit seinen Geschichten und Erkenntnissen revanchieren, ein hoch angesehenes Gut für jeden der Wissbegierigen aus der Oberschicht, der ihn bewirtet: Er ist ihr Fenster zur Welt, bald geht ihm ein Ehrenname voraus: *Shamsed-Din*, »Gottes Sonne«. Und als hoch geachteter Pilger steht ihm, wenn es mit der Gastfreundschaft der Mächtigen und Reichen einmal nicht klappt, wie allen anderen Wallfahrern ein Geflecht einfacher Pensionen offen, die ihm unentgeltlich Bleibe anbieten und ihn mit Essen versorgen.

Das frühe und mittlere 14. Jahrhundert, die Lebenszeit des Ibn Battuta, ist eine aufregende Epoche, eine Ära, in der alles in Bewegung scheint, die Politik, die Menschen, die Warenströme. Es ist eine erstaunlich globalisierte Welt – und die Erklärung, der Schlüssel für dieses Phänomen besteht eindeutig in der Vorherrschaft einer Religion: Der Prophet Mohammed und seine moralischen

wie politischen Grundsätze bestimmen damals einen Großteil der Erde oder beeinflussen ihn zumindest ganz wesentlich.

Wer im Westen von der »Glanzzeit des Islam« spricht, der meint in der Regel das »klassische« Abbasiden-Kalifat vom 8. bis 10. Jahrhundert mit seinen Zentren in Damaskus und Bagdad. Da ist dann von Harun al-Raschid die Rede, dem gütigen Herrscher aus *Tausendundeiner Nacht*, oder von seinem Vater Muhammad al-Mansur, der nach seinem Sieg gegen die Oströmer als Reparationen keine Sklaven oder Territorien verlangte, sondern die Übergabe von vierzigtausend byzantinischen Büchern und deren Übersetzung ins Arabische. Und nicht nur die großartigen Bauwerke, die von Persien bis hin in das maurisch beherrschte andalusische Córdoba entstanden, prägten dieses Zeitalter, sondern auch wissenschaftliche Fortschritte in der Mathematik und der Astronomie sowie soziale Errungenschaften, allen zugängliche Krankenhäuser, öffentliche Müllabfuhr, Bibliotheken.

Anders als in gar zu glorifizierenden Werken muslimischer Historiker behauptet, wurden Angehörige anderer Religionen zwar nicht als gleichberechtigt angesehen, aber immerhin weitgehend mit Achtung und Toleranz behandelt. Europa, so geht die gängige, im Westen kolportierte Kurzgeschichte der Welt, habe sich dann in den kommenden Jahrhunderten von seiner Rückständigkeit erholt und spätestens mit der Aufklärung den endgültigen Durchbruch zur Spitze geschafft; mit dem Islam ging es durch interne Streitigkeiten und die Unfähigkeit, sich zu reformieren und sich an moderne Entwicklungen anzupassen, stetig abwärts.

Doch ganz so einfach ist es nicht. »Die innovative Brillanz des Abbasiden-Kalifats wiederholte sich zwar im folgenden halben Jahrtausend nicht, aber die mittlere islamische Periode von 1000 bis 1500 erlebte eine stetige und bemerkenswerte Expansion des Islam, und zwar nicht einfach nur im religiösen Glauben, sondern auch als kohärentes, universalistisches Modell eines zivilisierten

Lebens«, schreibt der amerikanische Historiker Ross Dunn von der University of California, San Diego. Der britische Wissenschaftler David Waines von der Lancaster University nennt Ibn Battutas Lebenszeit eine Periode »relativer Ruhe und Konsolidierung, die auf die Sintflut der mongolischen, in der Zerstörung des abbasidischen Kalifats und Bagdads 1258 gipfelnden Invasionen« gefolgt sei.

Ja, es gibt Rivalitäten und Stammeskriege und gefährliche Regionen, als der Abenteurer aus Tanger die Welt erforscht, Herrscher unterschiedlichster Provenienz bestehen auf die Einhaltung der speziell von ihnen erlassenen Vorschriften. Aber sie würden sich nicht anmaßen, mit ihren Ansprüchen gegenüber den Bürgern grundsätzlicher zu werden: In weiten Teilen der Welt gilt das göttliche Gesetz, wird die Autorität des Islam als höchstes, den Tagesablauf bestimmendes, das Miteinander der Bürger regelndes Gesetz nicht angezweifelt.

Marco Polos Reise – der Venezianer ist 1324 gestorben, ein Jahr bevor der Mann aus dem Maghreb loszieht – war ein Trip in die *Terra incognita*, in völlig fremde, fremdartige Regionen. Ibn Battutas Reise hingegen bewegt sich weitgehend innerhalb der Grenzen dessen, was sich *Dar al-Islam* nennt, das »Haus des Islam«, in dem Muslime das Sagen haben, wo islamisches Recht herrscht. Er besucht als Einziger jedes der damals von Muslimen regierten Reiche. Und selbst dort, wo Ibn Battuta auf Regionen trifft, in denen seine Glaubensbrüder nicht an der Macht oder weit in der Minderheit sind, etwa in Ceylon oder China, kann er sich darauf verlassen, dass er muslimische Händler antrifft, die auf dem Seeweg gekommen sind, sesshaft wurden und ganze prosperierende Stadtviertel kontrollieren.

Das »Haus des Islam« ist mehr noch als eine geografische Größe, die vom Maghreb bis Mali und zu den Malediven reicht: Es ist »ein Ideal, eine Sehnsucht, ein geteiltes Bewusstsein, das

eine globale Sammlung Individuen mit den gleichen spirituellen Vorstellungen und Praktiken verbindet«, wie es Reza Aslan, Professor an der University of California in Riverside, formuliert. Ibn Battuta, Reisender und Forscher, Diplomat und Kaufmann, Lehrer und Priester, weiß sich bei seinem Wahnsinnstrip bis zu den Enden der Welt aufgehoben in einer göttlichen Gemeinschaft, der islamischen *Umma*. Unter den Seinen.

Hätte man ihn nach seiner Heimat gefragt, hätte er wahrscheinlich nicht Tanger genannt, auch nicht das größere marokkanische Meriniden-Reich, nicht Nordafrika. Sondern das »Haus des Islam«. Ihm und seinen spirituellen, moralischen und sozialen Werten fühlt er sich verpflichtet, er ist stolz auf dessen Größe und immer bemüht, den göttlichen Ansprüchen zu genügen und sie anderen zu vermitteln – bei allen seinen eigenen Abweichungen und Schwächen. Ibn Battuta begreift sich als ein Weltbürger, als ein Bürger der islamischen Welt, und das ist für ihn identisch.

Nach einem Vierteljahrhundert unterwegs kehrt er in die Heimat zurück. In Damaskus hat ihn über Freunde die Nachricht vom Tod seines Vaters erreicht. Er beeilt sich nun, hetzt durch das von der Pest heimgesuchte Kairo, dann per Schiff weiter, seine Mutter lebe noch, haben sie ihm gesagt. Er kommt zu spät; sie ist wenige Wochen vor seiner Ankunft im Jahr 1349 verstorben.

Den Rastlosen hält es nicht lange in Marokko. Er schließt sich einem Regiment von Freiwilligen an, das Gibraltar und angrenzende Gebiete vor den Christen verteidigen will – die *Reconquista* macht ihm Sorgen. Die Rückeroberung Andalusiens durch die »Ungläubigen« ist in vollem Gang, Córdoba, Valencia und Sevilla sind schon längst gefallen, das islamische Reich Granada auf der Iberischen Halbinsel hält sich noch (und wird bis 1492 unter der Herrschaft der Nasriden bleiben). Ibn Battuta engagiert sich für den Islam. Aber er ist kein Krieger, war es sein Leben lang nicht. Seine Unterstützung für die Glaubensbrüder ist eher symbolisch,

sein *Dschihad*, wie der so vieler in der Geschichte des Islam, kein waffenklirrender, selbstmörderischer, andere mordender Kampf, sondern ein hoher moralischer, inspirierender Einsatz.

1352 geht er noch einmal auf große Reise, schließt sich einer Karawane an, die ihn durch die Sahara bis nach Timbuktu bringt – eine tollkühne Reise, bei der man fast eine Todessehnsucht vermuten mag. Er übersteht auch diese Strapazen. Nach seiner Rückkehr macht er dem einflussreichen Abu Inan Faris, Sultan von Fez, seine Aufwartung, er wirkt jetzt ausgebrannt, so, als seien ihm buchstäblich die Ziele im Leben ausgegangen. Doch es wartet noch eine große Aufgabe auf ihn: Der mächtigste Mann Marokkos regt an, Ibn Battuta möge doch seine Erlebnisse aufschreiben. Reiseberichte sind im islamischen Mittelalter eine durchaus populäre Form. Aber das *Rihla* des Weltenbummlers aus Tanger könnte etwas Einmaliges werden, das hat der aufgeklärte und neugierige Herrscher erkannt. Und er gibt ihm, sozusagen als Ghostwriter, einen jungen andalusischen Schriftsteller zur Hand.

Dieser Ibn Juzayy erweist sich als ein Segen und ein klein wenig auch als Fluch für das gemeinsame Werk: Als Dichter hochbegabt, gelingt es ihm, die sprudelnden Erinnerungen seines Gegenübers in eine ansprechende, ja literarische Form zu gießen. Aber Ibn Juzayys primäres Interesse gilt nicht einem genauen zeitlichen Ablauf der Ereignisse, und Ibn Battuta, der offensichtlich kein Tagebuch geführt hat, gerät gelegentlich bei seinen Erzählungen so aus dem Takt – und aus der Zeit –, dass jeder neuzeitliche Wissenschaftler oder Nachreisende vor einigen Passagen kopfschüttelnd konstatiert und kapituliert: Ganz so kann es nicht gewesen sein.

Und der ehrgeizige Ghostwriter begnügt sich nicht mit dem ihm präsentierten Stoff, möchte sich offensichtlich auch gern selber verwirklichen. Manchmal macht er das kenntlich, aber nicht immer. Und dann nimmt er sich sehr große künstlereri-

sche Freiheiten: Er kauft einige der besten Stellen aus früher erschienenen Reiseberichten ab, fügt sie als Battuta-Original in den Text ein.

Trotz dieser kleinen Abstriche: Dem Autorenpaar gelingt, inhaltlich wie sprachlich, ein großer Wurf. Im Frühjahr 1355 vollenden sie das Werk. Für den Abenteurer und Welterklärer Ibn Battuta schließt sich so ein Kreis, er hat seinen Frieden gefunden: »Ich habe in der Tat, Allah sei gepriesen, mir meine Sehnsucht erfüllen können und bin weiter auf der Welt gereist, als es meines Wissens nach je ein anderer geschafft hat. Groß ist meine Hoffnung, dass der allmächtige Gott kraft seiner Gnade und Barmherzigkeit auch meinen Wunsch erhört, die Gärten des Paradieses zu sehen.«

Ibn Battuta lebt noch dreizehn Jahre, nach anderen Quellen sogar zweiundzwanzig Jahre, vermutlich als hoch geehrter – und vom Sultan zu Fez hoch bezahlter – Richter. Das hat er nicht mehr dokumentiert, seine späte Zeit ist ihm offensichtlich unwichtig: Das *Rihla* soll sein einziges, sein wahres Vermächtnis sein.

In der islamischen Welt wird das Werk des Ibn Battuta bald begeistert herumgereicht. Im christlichen Abendland bleibt das Manuskript lange Zeit unbekannt, ein Beispiel für das Desinteresse Europas an einem Austausch der Kulturen. Der exzentrische Schweizer Koran-Gelehrte Johann Burckhardt, der sich als »Scheich Ibrahim« durch die Suks von Kairo schleicht, stößt schließlich Anfang des 19. Jahrhunderts auf das Schriftstück. Der Orientalist Ulrich Jasper Seetzen verschafft der Bibliothek des Herzogs von Gotha eine Fassung. Welches Schicksal das vergilbte, brüchige Originalmanuskript von Napoleons Ägypten-Feldzug bis zur Nationalbibliothek in Paris genommen hat, ist bekannt.

Wie und von wem es heute gefährdet erscheint, steht in den Sternen. Das bleibt so rätselhaft wie manches in dem noch längst nicht ganz erforschten, geheimnisvollen Leben des Ibn Battuta.

Hat er es wirklich die Wolga hinauf geschafft, wie geschildert, und dann später von der chinesischen Südküste bis Peking? Wo liegt das mysteriöse Reich Tawalisi, das von Amazonen regiert wird und das er auf dem Weg nach Fernost besucht haben will – im heutigen Kambodscha, in Vietnam, im Reich der Phantasie? Was ist an Spuren von ihm, von seinen Freunden geblieben? Welche seiner Ideen, seiner Ideale, seiner Wertvorstellungen haben überlebt?

Nach Ibn Battuta sind in der arabischen Welt ein Flughafen (Tanger), ein Einkaufszentrum (Dubai), diverse Hotels (Fez, Abu Dhabi, Medina) sowie ein Videospiele benannt; auf Antrag einer muslimischen Forschergruppe heißt jetzt sogar ein Krater auf dem Mond nach ihm. Aber das sind Formalien, Äußerlichkeiten. Unklarer ist da schon, welche seiner Gedanken heute noch die islamische Welt prägen. Wie es mit seinem spirituellen Erbe aussieht. Oder dem Verrat daran.

Und was bedeutet Ibn Battuta für die westliche Welt? Schulbücher in Europa und den USA erwähnen den größten aller mittelalterlichen Reisenden kaum. Und wenn überhaupt, unter der Hilfskonstruktion, der Mann sei so etwas wie der »arabische Marco Polo« gewesen – dabei müsste es nach der Lebensleistung wohl eher andersherum heißen: Marco Polo war der »europäische Ibn Battuta«.

*

Ich glaube, ich bin zum ersten Mal Anfang der Siebzigerjahre auf den Namen Ibn Battuta gestoßen, damals, bei einem Trip nach Tanger, und es war eine höchst oberflächliche erste Bekanntschaft – sporadische Erzählungen und Berichte über einen Reisenden, dessen Bedeutung ich noch nicht einschätzen konnte. Ich habe ihn dann bald wieder vergessen. Wie so viele andere Autoren

und Reporter hat mich Marco Polo fasziniert, große Teile »seiner« Seidenstraße bin ich entlanggefahren. Seine Heimatstadt Venedig war ohnehin seit jeher eine meiner Favoritinnen.

Später beschäftigte ich mich intensiver mit einem seiner Vorreisenden, dem chinesischen Mönch Hsüan Tsang, der im 7. Jahrhundert sechzehn Jahre lang durch Zentralasien und Indien gepilgert ist, um die Quellen des Buddhismus zu studieren. Ich fuhr auf »seinen« Strecken über den Himalaja, den ebenso holprigen wie landschaftlich großartigen Pamir Highway entlang und den Ganges hinunter. Und dann war da noch der Admiral Zheng He (1371–1433), dem ich gelegentlich nachreiste, in seine Zielhäfen Surabaya, Malakka und Mombasa. Der Nachgeborene der großen mittelalterlichen Entdecker hat einige Jahrzehnte nach Marco Polo und Ibn Battuta mit seiner Flotte von sechzig Schiffen und fünfundzwanzigtausend Mann Besatzung große Teile Asiens und Afrikas erreicht. Verglichen mit seinen Vorgängern waren das Expeditionen de luxe, extrem gut vorbereitet, extrem professionell durchgeführt. Und wäre der Admiral nicht politisch in Ungnade gefallen, er hätte mit seiner Flotte womöglich die ganze Welt erobert.

Auf den großen arabischen Entdecker bin ich dann erst viel später wieder gestoßen, eher zufällig. In der Zeitschrift *National Geographic* erschien im Januar 1991 eine beeindruckende Reportage über Ibn Battuta, den »Prince of Travelers«, wie es darin hieß. Ich habe mir das Heft zurückgelegt und in späteren Jahren immer mal wieder darin geblättert. Dann besorgte ich mir eine englische Übersetzung des *Rihla*, deutsche gab es damals nicht – und war noch mehr fasziniert.

Bei einem meiner vielen Gespräche und Diskussionen mit dem Kollegen Peter Scholl-Latour machte ich einmal, eher scherzend, eine Verwandtschaft zwischen ihm und dem Marokkaner aus. Beide seien sie doch als rastlose Reisende, Länder-

sammler und Reporterlegenden bekannt, Scholl-Latour hatte damals gerade mit Timor-Leste, Osttimor, den letzten ihm »fehlenden« Staat der Erde besucht. Der neuzeitliche Welterklärer gab sich sofort und sehr ernsthaft als Ibn-Battuta-Fan zu erkennen. Er erzählte mir, dass er bei seinen Trips stets ein verschlissenes französisches *Rihla*-Exemplar bei sich trage und sich immer wieder stundenlang in den Text vertiefe.

Ende 2014 beschloss ich, mich für ein Jahr auf die Spuren des Ibn Battuta zu begeben. Die gesamte Reiseroute des Entdeckers nachzufahren, mitsamt seinen rätselhaften Umwegen, schien mir vermessen. Und so suchte ich mir zwölf Reiseziele in zwölf Ländern für zwölf Monate heraus. Orte, die ihm besonders viel bedeutet haben, um anhand derer seine Lebensgeschichte so historisch korrekt, so biografisch wie möglich nachzuzeichnen. Suchte nach Spuren, die er hinterlassen haben mochte. Versuchte, die »Wunder der Städte«, die er gesehen hatte, nachzuempfinden und sie mit seinen Eindrücken knapp siebenhundert Jahre zuvor zu vergleichen.

2015 sollte »mein Jahr mit Ibn Battuta« werden – von Marokko bis nach China, vom Ausgangspunkt seiner Odyssee bis hin zu ihrem weitesten Punkt fern der Heimat, und mit möglichst allen wichtigen, für ihn entscheidenden Zwischenstationen. Tanger, Kairo, Damaskus und Mekka; Shiraz, Dubai und Istanbul; Samarkand, Delhi und Male; Jakarta, Hangzhou und Granada – an diesen Orten habe ich mich auf seine Fährten geheftet und, so ähnlich wie er, Kontakte geknüpft. Zu Reichen und Einflussreichen, aber eben auch zu den ganz »normalen« Menschen, um ihre Sorgen, ihre Nöte, ihre weltlichen und spirituellen Sehnsüchte zu ergründen.

Es war nicht unbedingt so geplant, aber es hat sich als Muster ergeben: Das Nachreisen, das Neuzeit-Beschreiben sieben Jahrhunderte nach der *Rihla* spielte sich vor einem besonders brisan-

ten politischen Hintergrund ab, meine Ausflüge wurden fast zu einer Folie der gegenwärtigen Weltpolitik. Denn die Route führte praktisch durch all die Staaten außerhalb Amerikas und Europas, in denen sich derzeit die entscheidenden internationalen Entwicklungen ereignen.

Ibn Battutas Trip hat ihn – und mich – längere Zeit in Indien und China verbringen lassen: Heute sind das die beiden einzigen Staaten mit mehr als einer Milliarde Einwohnern, neue Großmächte, die ihre eigenen, gegensätzlichen Entwicklungsmodelle verfolgen. In beiden Riesenreichen sind Muslime nur eine Minderheit. Aber eine bedeutende Minderheit. In Indien zählen sie zwölf Prozent oder hundertfünfzig Millionen Menschen, ein wichtiger Faktor für die indische Politik und ein potentieller Unruheherd in der Hauptstadt Delhi, in der Ibn Battuta fast acht Jahre lebte. In China sind es derzeit kaum mehr als zwei Prozent, dreißig Millionen Menschen (aber immer noch mehr als etwa in Saudi-Arabien). Überall in der Volksrepublik, auch in einer Metropole wie Hangzhou, Tausende Kilometer von dem islamisch geprägten Autonomem Gebiet Xinjiang entfernt, werden sie als mögliche Gegner der Kommunistischen Partei – oder gar als potentielle Terroristen – misstrauisch beäugt.

Die wichtigsten Wege lenkten den Abenteurer aus Tanger aber nicht nach Indien und China, wo seine Glaubensgenossen schon damals keine Bevölkerungsmehrheit stellten, sondern durch Arabien, Südrussland, Zentralasien, Afghanistan, die damalige Welt der Muslime. Eine Welt, die der Islam auch heute noch prägt, und die sich in diesen Tagen besonders im Aufbruch, im Aufbruch befindet. Die Entwicklung hat manche mit Hoffnungen erfüllt, Stichwort »Arabischer Frühling«. Doch weit mehr Menschen macht sie heute Angst. Libyen und Syrien sind von Bürgerkriegen zerrissene Länder, und auch im volkreichen, zur regionalen Führungsmacht bestimmten Ägypten gärt es.

Der »Islamische Staat« (IS), wie sich die irakisch-syrische Terrormiliz nennt, ist zum Synonym des Schreckens, der akuten Bedrohung für den Nahen Osten, aber auch für uns im Westen geworden, Abu Bakr al-Baghdadis »Kalifat« zum Horror-Wort. Und auch anderswo ist der Glaube nicht gerade mit friedlichen Entwicklungen verbunden: Im sunnitischen Saudi-Arabien versteht sich das Königshaus als »Hüter der heiligen Stätten« des Islam, unterdrückt mit seiner rigiden Koran-Auslegung jeden Wunsch nach mehr Liberalität im eigenen Land drakonisch – und bekämpft die schiitischen Muslime von Teheran, Sanaa und Bahrain bis aufs Messer. Im Iran stehen die göttlichen Gesetze über allem, die Ayatollahs glauben, weitgehend ohne Rücksicht auf Pluralismus, Gewaltenteilung und Gedankenfreiheit regieren zu können. Ein Machtkampf, ein Religionskrieg, eine Mischung aus beidem – und eine Entwicklung, die den Weltfrieden gefährden könnte.

Doch gleichzeitig finden in Indonesien, wo mehr Muslime leben als in irgendeinem anderen Staat der Erde, freie und faire Wahlen statt, eine demokratische Ordnung behauptet sich gegen islamistische Tendenzen. Das ebenfalls ganz überwiegend islamisch geprägte Marokko ist längst zum Favoriten des internationalen Jetsets geworden, zum Reiseziel und Party-Paradies einer durchaus legeren und lasziven Klientel. Und viele »aufgeklärte« Muslime sind sogar überzeugt davon, ihren Glauben – trotz mancher Übergriffe – am besten und freiesten in Westeuropa leben zu können.

Gibt es also eher Fortschritte oder Rückschritte im Vergleich zu Ibn Battutas Zeiten, von der damaligen globalisierten Welt zur globalisierten Welt von heute? Haben sich die Muslime unversöhnlich auseinanderentwickelt, oder ist ihre ausgeprägte Verschiedenheit, die Vielfalt ihrer Traditionen und Glaubensformen, langfristig womöglich ein Vorteil? Sehen sich die

meisten noch als Teil der *Umma*, wollen sie womöglich durch eine wirtschaftlich erzwungene oder missionarisch gewollte Ausbreitung ihr »Haus des Islam« nach Europa ausdehnen? Existiert das Gefühl der religiösen Zusammengehörigkeit noch, das für Ibn Battuta so selbstverständlich war – und wenn nicht, was ist an die Stelle der *Pax Islamica* getreten, die Mitte des 14. Jahrhunderts große Teile der Welt prägte, anstelle einer Gesellschaft, die nach den Worten des amerikanischen Historikers Marshall Hodgson »näher als jede andere im Mittelalter dem Ideal kam, eine gemeinsame Weltordnung mit sozialen und kulturellen Normen zu schaffen«?

Navid Kermani, in Siegen geborener Sohn iranischer Eltern und ein gläubiger Muslim, beschwört bei seiner Dankesrede für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2015 in der Frankfurter Paulskirche die Großen der islamischen Geschichte: »Wir können nur staunen über die Originalität, die geistige Weite, die ästhetische Kraft und auch humane Größe, die uns in der Spiritualität Ibn Arabis, der Poesie Rumis, der Geschichtsschreibung Ibn Khalduns, der poetischen Theologie Abdalqaher al-Dschurdshanis, der Philosophie des Averroës, den Reisebeschreibungen Ibn Battutas begegnen.« Es sind allesamt Persönlichkeiten aus der mittelalterlichen Glanzzeit des Glaubens.

Der Islam steht in diesen Tagen an einem Scheideweg, Reformen und Fundamentalisten kämpfen um die Deutungshoheit. Sehr autoritäre Herrscher wie Ägyptens neuer Präsident Abdel Fatah al-Sisi versuchen mit aller Härte, radikale, aber auch moderate oppositionelle Muslime auszuschalten; eher »aufgeklärte« autoritäre Herrscher wie Dubais Emir Mohammed Ibn Raschid Al Maktum versuchen, Globalisierung und Glauben in Einklang zu bringen und für ihre eigenen Staatsbürger – wenngleich nicht für die »Gastarbeiter« – einen modernen, moderaten und welt-offenen Marktplatz der Muslime zu schaffen.

Im Westen betrachtet man alles, was mit dem Islam verbunden ist, mit großem Misstrauen. Unerklärlich scheint, dass sich junge Menschen in Großbritannien, Frankreich und Deutschland für die Terrormiliz IS begeistern können, für sie ihre Freiheiten aufgeben und sogar in den Krieg ziehen. Besonders nach den Terroranschlägen vom 13. November in Paris bekam die Angst neue Nahrung. Der IS brüstete sich mit den grausamen Taten, einige der Mörder hatten sich in syrischen Lagern radikalisiert und ausbilden lassen, und auch wenn sie zum allergrößten Teil in Frankreich und Belgien aufwuchsen – viele Europäer sind heute nicht mehr willig, zwischen Islam und Islamismus, zwischen Religion und ihrem Missbrauch zu differenzieren. Manche EU-Staaten sind nur noch bereit, christliche Flüchtlinge aus dem Nahen Osten aufzunehmen, sie verdächtigen Muslime pauschal als »Gefährder«, wollen sich abschotten.

Auch in diesem neuen Zeitalter der Grenzzäune aber ist eines sicher: Der Einfluss dieser Weltreligion wird weltweit zunehmen, ob man das in Europa und den USA zu akzeptieren bereit ist oder nicht. Das legen schon allein die Zahlen nahe, die das unabhängige Pew Research Center ermittelt hat. Demnach wird es bis zum Jahr 2050 zwar mehr Christen (plus fünfunddreißig Prozent) und auch mehr Hindus (plus vierunddreißig Prozent) als heute geben – aber der Islam wächst weit schneller, mit dreiundsiebzig Prozent. Damit dürfte kurz nach der Mitte des Jahrhunderts die Anzahl der Muslime die der Christen überholen, der Islam wird zur Weltreligion Nummer eins mit mehr als drei Milliarden Menschen. Mekka löst den Vatikan damit rein zahlenmäßig als wichtigstes spirituelles Zentrum der Erde ab.

Immer wieder tauchten bei meinen Nachreisen, bei meinen Recherchen in Sachen Ibn Battuta philosophische und spirituelle Betrachtungen auf. Und ebenso oft wurden sie überdeckt von Alltagsproblemen, von fehlenden Jobs, schlechten Gehältern, nicht

existenten Aufstiegsmöglichkeiten, Sorgen um die Ausbildung der Kinder und die Rente im Alter. Göttlichen Beistand wünschten sich viele meiner Gesprächspartner, aber vor allem wünschten sie sich – welche Rolle auch immer die Religion in ihrem privaten Leben spielte – göttlichen Beistand für ihre Regierenden, Good Governance ohne Korruption und Vetternwirtschaft.

Welche Knüppel die staatliche Bürokratie einem in den Weg werfen kann, erfuhr ich am eigenen Leib. Und welche Vor- und Nachteile das Reisen von heute gegenüber dem Reisen des 14. Jahrhunderts hat. In Ibn Battutas Erzählungen, in seinen kolportierten Träumen tauchen mehrfach große Vögel auf, von deren Schwingen er sich über die weiten Lande tragen lassen möchte; es sind erstaunliche Phantasien, denn natürlich war damals an den Bau von Flugzeugen noch nicht zu denken. Der Abenteurer musste sich auf Kamelen durch Wüsten quälen, Meere in manchmal abenteuerlichen, lebensgefährlichen Seelenverkäufern durchqueren. Ich überflog sie.

Aber andererseits: Ibn Battuta brauchte kein einziges Visum auf seinem Weg. Für den Besuch meiner zwölf Städte in zwölf Staaten benötigte ich elf Visa, nur das spanische Granada war ein »EU-Heimspiel«. In Tanger (Marokko), in Kairo (Ägypten), in Dubai (Vereinigte Arabische Emirate), in Istanbul (Türkei), Male (Malediven) und Jakarta (Indonesien) konnte ich den Sichtvermerk relativ problemlos bei der Einreise erhalten. Für Samarkand (Usbekistan), Delhi (Indien) und Hangzhou (China) waren Erklärungen gegenüber den in Berlin ansässigen Botschaften nötig, bevor nach wochenlangem Warten die Einwilligung kam. Journalistische Reisen in den Iran (Shiraz) und nach Saudi-Arabien (Mekka) gelten als Glücksfall – die Regierungen beider Staaten sind für eine äußerst restriktive Politik gegenüber unabhängigen Berichterstattern bekannt. Eine Einreise nach Damaskus war 2015 wegen des Bürgerkriegs nicht möglich, hier musste

ich mich auf frühere Eindrücke aus Reportagereisen und die Schilderungen von Freunden vor Ort verlassen.

Mein Jahr mit Ibn Battuta führt in eine Stadt, die drei der großen Reisenden des Mittelalters – Zheng He, Marco Polo und eben der Mann aus dem Maghreb – besucht haben: Hangzhou. Den »Himmel auf Erden« nennen die Chinesen sie, und wer je im Mondschein an den Ufern des Westsees oder an der über tausend Jahre alten, allen drei großen Entdeckern bekannten Phönix-Moschee entlang geschlendert ist, bekommt auch heute noch eine Ahnung von der früheren Faszination.

Und wenn Hangzhou das »weiteste« Ende meiner Reise ist, so hat sie auch einen natürlichen Anfang: Tanger. Die Geburtsstadt des Ibn Battuta, der Ort auch seines versteckten, geheimnisvollen Grabs. Sein Lebensmittelpunkt, wenn denn ein Weltenwanderer wie er überhaupt so etwas hat.

Tanger – Ursprünglich

Für einen abenteuerlustigen jungen Mann ist das mittelalterliche Tanger Fluch und Versprechen zugleich, eine Heimatstadt als Herausforderung.

Der Legende nach hat Herkules diesen Ort gegründet, der stärkste Mann der Welt. Zur Ehre seiner Frau trennte der Mächtige eben mal die beiden Kontinente Europa und Afrika, schuf eine Passage zwischen Atlantik und Mittelmeer, nicht viel breiter als ein großer Fluss, errichtete große Säulen, um sein Werk zu säumen: den Fels von Gibraltar im Norden, die Jebel-Musa-Berge im Süden. Der griechische Philosoph und Geschichtsschreiber Platon nannte Tingis »den Rand der bekannten Welt« – östlich dessen vermutete er nur noch das sagenhafte, untergegangene Atlantis. Karthager, Phönizier und Römer beherrschten im Lauf der Jahrhunderte diese Grenzsiedlung, Anfang des 8. Jahrhunderts eroberten sie die Araber und verbreiteten im ganzen Maghreb den Islam.

Ibn Battuta erzählt in seinem Reisebuch nichts von seiner Kindheit Anfang des 14. Jahrhunderts, und die historischen Kenntnisse, wie genau es in der Stadt damals ausgesehen haben mag, sind spärlich. Selbst die Nachricht darüber, wann und warum sie die Namen gewechselt hat, verschwindet im Nebel der Geschichte. Tingis, Tanja, Tangier: Sie war nie eine wirkliche Metropole, von der es sich für die großen Historiker zu erzählen lohnte, nie ein Ort, der die Zeiten und die Weltläufte wirklich bewegte, sich in die Geschichtsbücher eintrug. Kein klangvoller Name, ein Ort der zweiten Klasse, der zweiten Wahl.

Ein Fluch für jemanden, der sich im Mittelpunkt des Geschehens fühlt, Abenteuer erleben, die Welt erkunden will.

Aber Tanger, diese weiße, windzerzauste, verwinkelte Ansiedlung, ist auch kein hinterwäldlerisches Dorf. Die Hafenstadt mit ihren damals vielleicht dreißigtausend Einwohnern war zu Batus Zeit längst eingebunden in den blühenden mediterranen Handel. Von Tanger aus fuhren Schiffe durch die Meerenge hinüber nach Andalusien, auch weiter weg Richtung Osten nach Tunis und nach Alexandria, oder auch nach Venedig, eine der wenigen europäischen Städte, die während der europäischen Zeiten der Zersplitterung und des Niedergangs mit den muslimischen Metropolen mithalten konnte.

Es muss tagaus, tagein ein reges Geschäftsleben zwischen den Kais geherrscht haben, ein wuseliges Treiben, das sich von den schwindelerregenden Mauern der an die Hügel geklebten Kasbah bestens beobachten und hören ließ: die Kaufleute, die ihre Sklaven anbrüllten, wenn sie die Schiffe nicht schnell genug mit Stoffen und Früchten für den Export beluden; die Künstler und die Handwerker, die ihre aus der Ferne mitgebrachten Gerätschaften vorsichtig balancierten, während Frauen die Seidenballen aus ferneren Ländern in Sicherheit brachten; die Soldaten, die mit ihrem Kriegsgerät zur nächsten Garnison auf Boote einstiegen; die Studenten, die sich aufgereggt aufmachten, um zu den angesehenen höheren Koranschulen der Region zu gelangen, die anderen, die über das Meer Heimkehrenden, die von hier auf Esel und Pferde und dann auf »Wüstenschiffe« umsattelten, schwankende Kamele gegen schwankende Boote austauschend. Auf dem Weg ins Innere Marokkos, und, zu Karawanen zusammengeschlossen, oft auch noch weiter über die Sahara. Bis ins legendäre Timbuktu, bis nach Schwarzafrika.

Ein Versprechen für jemanden, der reisend möglichst die ganze Welt erobern wollte. Er musste nur den Absprung finden.

Hier in Tanger, von der nördlichsten Spitze Afrikas, ließ sich an klaren Tagen bis hinüber nach Europa schauen, und einige Kilometer entfernt am Kap konnte man von einer Anhöhe buchstäblich auf zwei Meere hinunterspucken, das tiefblaue *Mare Nostrum* und den grauschäumenden Atlantik. Hier oben waren zu allen Zeiten die beliebtesten Treffpunkte, die Verstecke, die Sehnsuchtsorte der Kinder von Tanger. Hier wird sich auch der junge Ibn Battuta mit seinen Spielkameraden getroffen haben. Um von fernen Ländern zu schwärmen. Und um von den Abenteuern und Wundern zu träumen, die in der Fremde mit ihren glanzvollen Städten warteten. Denn Ibn Battuta wusste schon in frühester Kindheit, dass die Zentren der Welt weit weg von Tanger lagen, dass in Ägypten, im Zweistromland, in Indien und in China die entscheidenden, die aufregenden, die bahnbrechenden Ereignisse passierten.

Und wenn er auch Marco Polos Erzählungen von der Seidenstraße und vom fernen Herrscher Kublai Khan auf dem Thron im Reich der Mitte nicht gekannt haben kann, so dürften ihm die Berichte früherer muslimischer Reisender zugänglich gewesen sein, die auch das Fernweh gepackt hatte – wenngleich sie es dann längst nicht so weit schafften. Die Schriften eines Ibn Jubayr von Valencia aus dem 12. Jahrhundert beispielsweise: Hat der jugendliche Ibn Battuta sie gelesen, heimlich vielleicht, gegen den Willen der Eltern, zugesteckt von Freunden? Den Mann als Vorbild genommen, der jedem riet, die »Chance der Freiheit« zu ergreifen, bevor man im Alter »mit den Zähnen knirscht angesichts der verpassten Möglichkeiten«?

Es fehlt Ibn Battuta während seines Heranwachsens jedenfalls nicht an materiellen Dingen. Die Eltern sind gut situiert, obere Mittelklasse würde man heute sagen. Die Angehörigen der Sippe haben sich schon vor Generationen aus den Bergen Marokkos in die Hafenstadt begeben, wo die Chancen für ehrgeizige Neu-

ankömmlinge besser waren. Der soziale Aufstieg vollzog sich über Jahrzehnte hinweg, über mehrere Generationen.

Als Ibn Battuta am 25. Februar 1304 geboren wird, hat sich sein Vater in der Stadt als islamischer Rechtsgelehrter etabliert. Solche *Kadis* sind gesuchte Leute, über sie können Geschäfte abgewickelt werden, sie entscheiden wichtige Alltagsprobleme und legale Auseinandersetzungen. Andere Mitglieder der Sippe arbeiten als *Faqih*s, ebenfalls eine erstrebenswerte juristisch-wissenschaftliche Karriere im gut bezahlten quasi-öffentlichen Dienst.

Dass der Battuta-Clan ursprünglich aus der tiefsten Provinz kommt, dass sie Berber vom Stamm der Lawata sind, fiel nicht negativ ins Gewicht. Hätte man auf ihre bäuerliche Herkunft herabgesehen, hätte man auch über die Regierenden von Tanger die Nase rümpfen müssen. Auch die Herrscher dieser Maghreb-Region waren ursprünglich Nomaden, kriegerische und rücksichtslose Kämpfer vom Stamm der Banu Marin. Sie nannten sich Meriniden, und etwa zur Zeit der Geburt des Ibn Battuta hatten sie ihre Macht über große Teile des heutigen Marokkos mit ihrer Hauptstadt Fez konsolidiert. Statt blutige Kämpfe untereinander auszutragen, besannen sie sich auf den lukrativen Handel mit Nachbarstaaten und den Aufbau eines fortschrittlichen Staatswesens. Sie stützten sich dabei auf loyale, tüchtige, im wahrsten Sinne des Wortes staatstragende Familien wie die Battutas.

Gerade weil sie Aufsteiger sind, legt Ibn Battutas Vater besonderen Wert auf die Erziehung und Ausbildung seines spätgeborenen Sohns. Das heißt vor allem, dass er fließendes Hocharabisch lernen muss, was ja nicht seine Muttersprache ist. Wichtiger noch, er muss mit allen Aspekten des Islam vertraut gemacht werden – der Glaube bestimmt und regelt zu dieser Zeit alle wichtigen Aspekte des alltäglichen Lebens.

Der Junge wird ab dem sechsten Lebensjahr in eine der Madrasen von Tanger geschickt, auf eine der Koranschulen. Sie liegen

meist in der Nähe der Moscheen, die Kinder sitzen im Halbkreis um den Imam, der ihnen die Grundsätze der Schreibtechnik, der arabischen Grammatik und des Rechnens beibringt. Vor allem aber geht es darum, das Heilige Buch auswendig zu lernen, immer wieder die Texte zu memorieren. Wer sich die schwierigen Wendungen nicht merken kann, in den werden sie förmlich hineingeprügelt. Und bei den Reichen gilt es durchaus als üblich, zusätzlich zu den Madrasa-Lektionen noch einen teuren Privatlehrer für den Zögling zu beschäftigen: Tutoren-Privileg statt Chancengleichheit.

Ibn Battuta gehört offensichtlich zu den Begabteren, zu denen, die schon mit zwölf Jahren den Koran durchgehend rezitieren können, sozusagen im Schlaf. Aus der heutigen Sicht – und aus dem Blickwinkel der westlichen Aufklärung – mag ein solches »blindes« Memorieren eines langen und extrem schwierigen Textes stumpfsinnig erscheinen. Ibn Battuta aber hat seine Gedächtnisleistung und sein gläubiges Aufsaugen des Textes offensichtlich viel bedeutet, die Heilige Schrift ist so etwas wie ein Anker seines Lebens. Immer wieder, so wird er später erzählen, hat er in schwierigen Lebenssituationen, gefangen von Räufern, bedroht von Piraten, verlassen von allen weltlichen Freunden, den Text vor sich hergesagt, Kraft und Lebensfreude daraus geschöpft.

Der Koran, göttliches Wort und »Siegel des Propheten«, gibt dem jungen Mann wie allen seinen Glaubensbrüdern einen ethischen Kompass und soziale Vorschriften mit auf den Weg. Mit fünfzehn, sechzehn Jahren hat sich seine Ausbildung dann ganz in Richtung der Familientradition spezialisiert: Er bekommt die Grundzüge der Scharia vermittelt. Das auf dem Koran basierende heilige (und damit auch weltliche) Recht regelt das gesamte Spektrum des Zusammenlebens, von Heirat bis zu Erbangelegenheiten, von Geschäftspraktiken bis zum Steuersystem. Alles, von Markt bis Moral.

Die Glaubensunterwerfung – und das bedeutet »Islam« im Wortsinn – beruht für jeden Muslim auf fünf Säulen: Dazu gehört zunächst das Glaubensbekenntnis (»Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter«). Dann das Ritualgebet, das fünfmal am Tag zu bestimmten Zeiten verrichtet werden muss und eine Abfolge von Gebeten und Bewegungen umfasst – die Gläubigen wenden sich dabei in Richtung der Kaaba in Mekka, sie sollen sich im Zustand »ritueller Reinheit« befinden, auch der Boden, auf dem sie beten, muss sauber sein. Des Weiteren sind Muslime verpflichtet, Almosen für Bedürftige zu geben und im Monat Ramadan von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu fasten. Säule Nummer fünf des Glaubens ist die Pilgerfahrt. Wer gesundheitlich und finanziell dazu in der Lage ist, soll sich zumindest einmal im Leben nach Mekka aufmachen.

Die täglichen Grundpflichten bestimmen natürlich auch Ibn Battutas Tagesablauf. Sie schränken die Zeiten ein, in denen der Schüler mit anderen spielen kann, sie sind manchmal lästig, weil sie ihn beim Lernen unterbrechen und das Essen-und-Trink-Verbot während der Ramadan-Tage kann sehr hart sein. Aber die Regeln geben ihm auch einen Lebensrhythmus. Über sie zu diskutieren oder sich gar gegen sie aufzulehnen, kam sowieso nicht infrage, sie sind im wahrsten Sinne des Wortes gottgegeben.

Im sunnitischen Islam existieren damals weltweit mehrere große juristische Zweige, die *Shafii*, die *Hanafi*, die *Hanbali* und die *Maliki*. Letztere waren in Nordafrika dominant und vielleicht ein wenig orthodoxer als die anderen Schulen. Aber bis auf wenige Details gleichen sich zu Ibn Battutas Zeiten alle Rechtsauslegungen in der gesamten muslimischen Welt. Und die gehobene Amtssprache ist grenzüberschreitend Arabisch, von Malaga bis Malakka, von Tanger über Samarkand bis Timbuktu. Ibn Battuta ist mit seiner »globalisierten« Ausbildung damit in der privi-

legierten Lage, praktisch überall im »Haus des Islam« von Nahost bis Indien seinen Beruf auszuüben.

Natürlich hat er als Angehöriger der intellektuellen Elite gewisse Formalitäten zu erfüllen: Bei allen öffentlichen Auftritten erwartet man von einem *Alim*, einem »Mann des Lernens«, dass er einen Turban trägt, sich ein Tuch über Kopf und Schultern wirft, ein langes, makellos weißes Baumwollgewand mit weiten Ärmeln anlegt. Ibn Battuta verrät in seinem *Rihla* nicht viel über sein Aussehen, nur dass er einen Bart trug, erfahren wir aus seinem Lebens- und Reisebericht. Vermutlich wirkt er auf seine Zeitgenossen wegen seiner Berber-Herkunft nicht wie ein Küsten-Araber, sondern hatte blaue Augen und helles Haar.

Und natürlich sollte er sich als junger Mann der gelehrten Oberschicht stets benehmen wie ein Gentleman. Zurückhaltend, weise, gerecht, Macht und Mammon nicht übertrieben zugewandt und auf keinen Fall jähzornig, egomanisch, sexgetrieben – wir werden noch sehen, dass Ibn Battuta diesen Ansprüchen nicht immer genüge. Und was seine künstlerische Ader betrifft: Nur einmal wird er sich an einem eigenen Gedicht versuchen, er weiß wohl schon als junger Erwachsener, dass die Poesie nicht zu seinen großen Stärken gehört. Er ist eher der nüchterne Reporter. Beobachtet genau. Schreibt auf, was er sieht. Macht sich mit keiner Sache gemein, und schon gleich gar nicht mit einer guten. Herrscher beurteilt er nach dem Nutzen, die sie für ihn persönlich haben könnten, und nach ihren Erfolgen – wie sie zustande kommen, bleibt bei ihm eher zweitrangig.

Aber er hat auch etwas von einem Rebell in sich, fühlt sich hingezogen zu denen, die anders sind als die Masse, als der Mainstream. Zu den Einsiedlern, zu den Derwischen, zu den Gauklern. Zu den Sufi-Mystikern, die einen eigenen, individuelleren Weg zu Gott suchen. Und er brennt vor Abenteuerlust, vor Sehnsucht nach fernen Gefilden.

Mit einundzwanzig hat er seine Ausbildung abgeschlossen. Er könnte nun als Junior-Richter in das Geschäft seines Vaters oder Onkels einsteigen, eine respektable Kleinstadt-Karriere machen. Er könnte heiraten, sich ein Haus in den besseren Gegenden der weißen Stadt suchen, mit Blick auf den Hafen. Von seinem Diwan aus den Abenteuern hinterherträumen, während sie dort unten an den Kais die Waren aus fremden Ländern löschen, die Stoffe, die Gewürze, das Porzellan auf den Markt schaffen und Karawanen zum Weitertransport zusammenstellen. Ein Leben in geordneten Bahnen.

Aber Ibn Battuta treibt nur eines um – der junge Mann will weg vom Maghreb, dessen arabischer Wortstamm »das Entlegene« bedeutet, er will weg vom Rand der Welt, weg von der letzten Grenze Tanger. Zu den Zentren der Erde. Und zumindest in den kommenden Jahren werden das die großen, berühmten Stätten des Islam sein: Kairo, Damaskus, Mekka, Medina.

Es gibt nur eine große Reise, die für ihn naheliegt, die er auch bei seiner Familie – nach sicherlich langen, nervenzehrenden Diskussionen – durchsetzen kann: die Pilgerfahrt nach Mekka. Das sind von Tanger aus mehr als viertausend Kilometer Luftlinie, die Strecke führt auch durch eine der unwirtlichsten Gegenden der Erde. Aber es ist kein ganz ungewöhnlicher Trip. Wenn Ibn Battuta sich einer der Pilgergruppen anschließt, wenn alles glatt läuft, sollte er in zwei, höchstens drei Jahren zurück sein.

Ob Ibn Battuta damals schon gedacht hat, es könnte nach Mekka für ihn noch weitergehen, bis jenseits aller bekannter Horizonte, buchstäblich von einem Ende der Welt, dem westarabischen, zum anderen, dem chinesischen? Deutet sich seine unbändige, alles sprengende Wanderlust womöglich schon dadurch an, dass er im Sommer loszieht, hastig, ohne Begleitung – alles andere als eine Wallfahrt auf die bequeme Tour, die sich die Familie doch hätte leisten können?

»Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Liebenden«, beginnt das große Reisebuch, so wie es sich für das Werk eines Gläubigen gehört – und geht dann ganz nüchtern weiter, mit dem Anfang und den Umständen des großen Trips: »Ich verließ Tanger, meinen Geburtsort, am Donnerstag, den zweiten Rahab im Jahr 725 (14. Juni 1325), damals zweiundzwanzig Mondjahre alt (nach unserer Rechnung einundzwanzig Jahre und vier Monate), um die Pilgerfahrt zu dem Heiligen Haus (in Mekka) und zum Grab des Propheten (in Medina) anzutreten. Ich zog allein los, da ich keinen Weggefährten fand, mit dem ich mich unterwegs hätte austauschen können, und keine Gruppe von Reisenden, der ich mich hätte anschließen können. Es trieb mich ein fest entschlossener Sinn und ein leidenschaftliches Verlangen, diese glorreichen Heiligtümer zu sehen. So beschloss ich denn, mich von allen meinen Freunden zu trennen und meinem Elternhaus Lebewohl zu sagen. Da meine Mutter und mein Vater noch am Leben waren, fiel mir der Abschied besonders schwer, und auch sie überfiel der Schmerz.«

Schon nach wenigen Wochen ist Ibn Battuta in ernststen Schwierigkeiten. Er verliert fast sein ganzes Geld an marodierende Banden, er erkrankt an hohem Fieber. Er wird von barmherzigen Einheimischen mit dem Nötigsten versorgt und auf ein Pferd gesetzt. Der Grenzgänger merkt, wie schnell er an eigene Grenzen stößt. Er schwebt nach eigener Einschätzung bald zwischen Leben und Tod: »Ich band mich mit dem Stoff des Turbans an meinem Sattel fest, falls ich aus Schwäche von dem Gaul fallen sollte ... Und dann wurde ich so von Einsamkeit gepackt, dass ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte und anfang, bitterlich zu weinen.«

Der Tanz auf der Rasierklinge

Wer in diesen Tagen nach Tanger fährt und sich auf die Suche nach Spuren des größten mittelalterlichen Reisenden begibt, muss nicht lange suchen. Sie springen ihn an, zumindest dann, wenn er mit dem Flieger kommt. »Aéroport Ibn Battouta« steht in großen Buchstaben über dem Empfangsgebäude am Flughafen der marokkanischen Stadt. Das ist es dann aber auch schon. Diese Stadt überschüttet ihren größten Sohn nicht gerade mit Ehren: kein Ibn-Battuta-Denkmal, kein Ibn-Battuta-Hauptplatz, kein Ibn-Battuta-Forschungsinstitut.

Erinnerungen an meinen ersten Trip hierher. Als ich Ende der Siebziger nach Tanger aufbrach, kam ich mit einer rostigen Fähre aus Südspanien am Hafen an, ein Hotel hatte ich nicht gebucht. Und während ich noch unter den Folgen der zweistündigen, stürmischen Schifffahrt litt und die Übelkeit zu unterdrücken suchte, fiel ich in die Fänge eines der jugendlichen Schlepper, die am Kai auf Gäste warteten. »Monsieur, Monsieur, kommen Sie mit, ich kenne da eine preiswerte Bleibe, großer Luxus für kleines Geld!«

Das war genau das, was ich damals suchte, und so folgte ich ihm. Enge Straßen die Neustadt hinauf, immer um noch ein Eck. Die Gegend wurde immer düsterer. Und dann standen wir plötzlich vor der Pension seiner Empfehlung – vor dem »Ibn Battouta«. Es war eines der am wenigsten einladenden, am meisten heruntergekommenen Hotels, die ich je gesehen hatte. Die Rezeption mit den abgeblättern Tapeten, der düstere Treppenaufgang, das schmierige Jackett des buckligen Alten, der das Ganze managte – jedenfalls war weit und breit kein anderer zu sehen, kein Angestellter, kein Gast –, weckten trotz meiner Müdigkeit, trotz der kaum überwundenen Seekrankheit, alle Warnsignale. Ich ließ mir ein Zimmer zeigen, und das war's dann: Die Vorhänge starrten vor Schmutz, die Betten waren durchgelegen und die Wäsche wer

weiß wann zuletzt gewechselt. Ein Paradies für Flöhe, für Ungeziefer aller Art. Fluchtartig verließ ich die Herberge. Sah noch im Hinausgehen ein Foto an der Wand, gegenüber dem Empfang, es zeigte einen bärtigen jungen Mann vor der Stadtkulisse: »Ibn Battouta à Tangier«. Wenigstens in diesem Punkt war die vorgestrige Absteige also Avantgarde: Sie hatten hier, um den großen Reisenden »ablichten« zu können, etwa fünfhundert Jahre vor Louis Daguerre einfach mal so die Fotografie erfunden.

Was damals eine zufällige erste Begegnung mit dem Namen Ibn Battuta war, bekam für mich bei der Nachreise jetzt besonderes Gewicht: Vielleicht hatte das merkwürdige Hotel mit dem merkwürdigen Manager doch irgendeinen Bezug zu dem mittelalterlichen Abenteurer? War es Ausgangspunkt von irgendetwas? Dem Schriftsteller Tim Mackintosh-Smith, der im Jahr 2000 einige Nächte in der Absteige an der Rue Magellan verbrachte, hatte der Mann am Empfang jedenfalls einige Bemerkungen zugehört, die man für kenntnisreich oder immerhin selbstironisch halten konnte. Und er hatte die Aufnahme im Empfangsraum erklärt. »Eine sehr alte Fotografie«, möglich gemacht durch die in der Ferne erworbenen Erfahrungen des »besonders Weitgereisten«, der seiner Zeit immer voraus gewesen sei, erläuterte er dem erstaunten britischen Gast.

Ich finde die Absteige bei meinem neuerlichen Besuch 2015 nicht wieder. Dreimal wandere ich durch dieses immer noch sehr düstere Viertel der Stadt, habe genau vor Augen, wo das Hotel gewesen ist, glaube, es an dem dreckverkrusteten Eingang wiederzuerkennen – bis mich dann ein alter Mann aufklärt: »Die Stadt hat das Hotel Ibn Battuta abreißen lassen. Es ist bei sämtlichen Hygienekontrollen durchgefallen.« Und das Personal, das Foto an der Rezeption, gab es irgendwo anders einen Neuaufbau? Der Alte zuckt mit den Schultern. »Alle weg. Vielleicht verhaftet, man munkelte von Drogengeschäften ...«